

Unter falscher Flagge

Ein afrikanischer Schatz hängt seit 1885 im Münchner Völkerkundemuseum. Eine Schenkung, sagt das Land Bayern. Raubgut, sagt Prinz Kum'a Ndumbe III.

Wenn es um den Schiffsschnabel geht, redet sich der Prinz schnell in Rage. Er sitzt in Douala, der kamerunischen Hafenstadt, und ruft ins Telefon: „Warum ich ihn zurück will? Weil er mir gehört, ganz einfach!“ Die geschnitzte Bootsverzierung, die im Münchner Völkerkundemuseum hängt, heißt Tangué. Sie stammt aus Bonabéri, einem Stadtteil von Douala, wo die Familie von Prinz Kum'a Ndumbe III. seit Generationen lebt.

„Der Tangué ist die Königsinsignie meines Großvaters“, sagt der 67-Jährige. „Er wollte sich den Deutschen nicht unterwerfen, da haben sie sich den Tangué mit Gewalt genommen!“ Ndumbe versteht nicht, was es zu diskutieren gibt. Die historischen Quellen seien eindeutig. Seit fast 15 Jahren macht er seine Ansprüche auf das Kunstwerk geltend – bislang vergeblich.

„Wie kann man sich versöhnen, wenn eine Seite ihr Unrecht nicht anerkennt?“

Ndumbe, Sohn einer kamerunischen Königsfamilie, ist vertraut mit Deutschland. In den Sechzigerjahren, mit 15, hat ihn seine Familie nach München geschickt. Dort machte er sein Abitur. Seither lebt der habilitierte Politologe, Historiker und Germanist abwechselnd in Europa und Afrika. Er lehrt an Universitäten in Kamerun und Deutschland. Gleichzeitig ist er einer von mehreren traditionellen Königen seines Volkes, der Douala. Obwohl er ein König ist, nennt er sich Prinz Kum'a Ndumbe III.

„Ich will Versöhnung“, sagt er. „Aber wie kann man sich versöhnen, wenn die eine Seite ihr Unrecht nicht anerkennt?“ Unrecht – damit meint Ndumbe die Kolonialherrschaft der Deutschen über Kamerun und andere afrikanische Länder. In seinen Augen wird diese Zeit immer noch verarmlost. Und er meint den Raub des Tangué, der den Schiffsbug seines Großvaters, König Kum'a Mbape, schmückte. 1884 steckten deutsche Truppen das Haus des Douala-Königs in Brand. Vorher sicherten sie sich die Bugverzierung, die im Haus lagerte, um sie als Kriegsbeute nach München zu bringen.

Seit 128 Jahren schmückt der Tangué kein Schiff mehr, sondern die Afrika-Dau-

erausstellung des Münchner Völkerkundemuseums. Stefan Eisenhofer, Leiter der Afrika-Abteilung des Museums, kennt die Forderung des Prinzen. Er weiß auch, dass der Tangué als Kriegsbeute nach Deutschland gekommen ist.

Jetzt hängt die Schnitzerei hier und schwebt in zwei Metern Höhe im Raum. Eisenhofer blickt unzufrieden hinauf. „Eigentlich hat der Schiffsschnabel in dieser Ecke zu wenig Platz“, sagt er. Zwischen zwei Glasvitrinen ragt der Tangué in den Raum hinein. Menschen sind darauf zu erkennen, Elefanten, Vögel, Schlangen, auch Schnapsflaschen, ein Kanonenrohr und eine Öllampe. „An dem Schiffsschnabel lässt sich gut zeigen, wie stark der Kontakt zu Europäern Spuren in der afrikanischen Kunst hinterlassen hat“, sagt Eisenhofer.

Der 52-Jährige ist Ethnologe. Er erzählt von den Douala, dem mächtigen Küstenvolk, das schon im 17. Jahrhundert enge Handelskontakte zu Europäern pflegte und bei dem solche Bootsverzierungen, auf Douala Tangué genannt, üblich waren. Daran habe man den Rang des Bootsbesitzers erkennen können. „Dieser Tangué wurde mit europäischen Ölfarben bemalt, das sollte den besonders hohen Status des Besitzers unterstreichen“, sagt Eisenhofer und zeigt auf die grün, rot und schwarz bemalten Figuren.

In der Bibliothek des Museums steht der Beweis dafür, dass die Schnitzerei Beutekunst ist: die Memoiren von Max Buchner, Titel: „Aurora colonialis“. Der Arzt hielt sich 1884 an der Küste des heutigen Kamerun auf. Als Vertreter des Deutschen Reichs sollte er Schutzverträge mit den lokalen Herrschern schließen, die übliche Technik, um afrikanische Gebiete zu deutschen Kolonien zu machen. Kum'a Mbape, auch Lock Priso genannt, war einer dieser Herrscher. Er weigerte sich, den Vertrag mit den Deutschen zu unterzeichnen, während andere Douala-Könige kooperierten.

Als Provokation hissten die Deutschen trotzdem die Reichsflagge über Mbapes Sitz Bonabéri. Es kam zum Krieg: Mbape griff die mit den Deutschen verbündeten Fürsten an, die Deutschen daraufhin ihn. Über die Bombardierung schreibt Buchner 1914: „Das Haus des Lock Priso wird niedergerissen, ein bewegtes malerisches Bild. Wir zünden an. Ich habe mir aber ausgebe-

ten, dass ich die einzelnen Häuser vorher auf ethnografische Merkwürdigkeiten durchsehen darf. Meine Hauptbeute ist eine große Schnitzerei, der feudale Kahnschmuck des Lock Priso, der nach München kommen soll.“ 1885 schenkte Buchner dem Museum den Schiffsschnabel. Später wurde er dort selbst Direktor.

Erst seit 2011 weist das Schild neben dem Tangué auf die „kriegerischen Umstände des Erwerbs“ und die Rückgabeforderung hin. Es fänden „ethnologische und historische Forschungen“ statt, heißt es auf der Tafel. Eisenhofer: „Es ist ja nicht unser Ziel, unrechtmäßig erworbene Stücke auszustellen.“ Er sieht das Museum durchaus in der Pflicht, die Herkunft seiner Stücke aufzuarbeiten. Trotzdem reagiert er auf die Forderungen des Prinzen zögerlich: „Wir bräuchten einen Beleg dafür, dass Herr Ndumbe der rechtmäßige Erbe der Schnitzerei ist.“

Außerdem würde Eisenhofer gerne noch andere Stimmen aus Kamerun hören. „Wie wird Kum'a Ndumbe vor Ort gesehen? Vielleicht gibt es noch andere, die ebenfalls Anspruch auf den Schiffsschnabel haben.“ Doch ohne den direkten Kontakt zum Prinzen könne man diese Frage



Prinz und Professor: Kum'a Ndumbe.

FOTO: FONDATION AFRICAVERNIR INTERNATIONAL

nicht klären. In öffentlichen Stellungnahmen habe Ndumbe zwar den Tangué zurückgefordert. Aber er habe sich nie offiziell an das Museum gewandt oder das Gespräch gesucht. Dafür hätten sich seit 1999 immer wieder Unterstützer oder die Presse in Ndumbes Namen gemeldet. Mit Folgen: „Der Wirbel um den Schiffsschnabel überdeckt, was unser Museum sonst noch zu bieten hat“, sagt Eisenhofer.

Um den Fall zu klären, kooperiert das Museum seit 2011 mit der Göttinger Forschergruppe Cultural Property. Anne Spletstößer untersucht dort den Fall des Tangué. In ihrer Doktorarbeit erforscht sie neben anderen Rückgabeforderungen den Konflikt um die Schnitzerei. Sie fragt nach den Argumenten auf deutscher und auf kamerunischer Seite. Im November war sie in Douala, um mit Kum'a Ndumbe und anderen Angehörigen der Douala-Eliten zu sprechen.

„Fragen Sie Frau Spletstößer, sie hat alles gesehen!“, sagt Ndumbe. Sie sei bei wichtigen Zeremonien dabei gewesen und könne bezeugen, dass er der anerkannte Nachfolger von Kum'a Mbape und damit einer der beiden Könige der Bele Bele sei. Ndumbe erklärt: „Die Bele Bele – oder Bell,



Der Schiffsschnabel, die Königsinsignie von Ndumbes Großvater.

FOTO: EROL GURIAN

wie die Europäer sagen – sind eine der einflussreichen Douala-Familien.“

Auf eine Anfrage reagiert Spletstößer zurückhaltend. „Es ist nicht Ziel meiner Forschung, mich auf eine der beiden Seiten zu schlagen.“ Sie nehme die Argumente aller Beteiligten in den Blick, nicht nur die des Prinzen und des Museums. Was sie bisher herausgefunden hat, möchte Spletstößer nicht sagen. Ihre Recherchen seien noch nicht abgeschlossen. Nur eines fügt sie hinzu: „In Douala denken naturgemäß nicht alle wie Kum'a Ndumbe.“

„Es ging um Demütigung: Den König bekam man nicht, so stahl man das Symbol seiner Würde.“

Für den Prinzen steht fest: Der Tangué gehört nicht nach München. Als Königsinsignie habe er große Bedeutung für die Bele Bele, aber auch darüber hinaus: Bei den Ritualen der kamerunischen Küstenbewohner spielten Schiffsverzierungen bis heute eine wichtige Rolle. „Bei uns wäre der Tangué kein Museumsgegenstand, hier würde er ständig in den Zeremonien benutzt werden“, sagt Ndumbe.

Der Prinz wird wütend. „Soll unser Verhältnis ein koloniales bleiben, bei dem die mächtige Seite Dinge stehlen darf und keine Konsequenzen fürchten muss? Oder wollen wir unser Verhältnis endlich bereinigen?“ Zeichen der Gesprächsbereitschaft auf deutscher Seite habe er bisher nicht erkennen können. Deshalb habe er andere für sich sprechen lassen. „Ich weiß doch, wie man in Deutschland mit Afrikanern umgeht. Ich bin habilitierter Professor und trotzdem ein Niemand für die Deutschen.“

Mehrere Unterstützer von Ndumbes Anliegen haben sich in den vergangenen Jahren an den Freistaat Bayern gewandt, der als Träger des Museums Besitzer des Schiffsschnabels ist. Die Antwort des Wissenschaftsministeriums lautete immer gleich: Der Tangué sei Eigentum des bayerischen Staates. Kum'a Ndumbe habe bisher nicht nachweisen können, dass seine Ansprüche berechtigt seien, außerdem fehle die rechtliche Grundlage für eine Rückgabe. Susanne Raab, Pressesprecherin des Ministeriums, bestätigt: „Die Schenkung durch Max Buchner begründet nun einmal

das Eigentum des bayerischen Staates am Schiffsschnabel.“

Tatsächlich kann Bayern nicht zur Rückgabe gezwungen werden. Die Abkommen, die festlegen, wie mit illegal ausgeführten Kulturgütern umgegangen wird, stammen aus den Jahren 1954 und 1970. Sie greifen nicht bei Gegenständen, die vorher gestohlen wurden. Bei früheren Fällen kann man nur verhandeln, allerdings auf staatlicher Ebene. Im Fall des Tangué ist das schwierig: Nicht der Staat Kamerun, sondern Prinz Kum'a Ndumbe III., König einer kleinen kamerunischen Bevölkerungsgemeinschaft ohne staatliches Amt, fordert den Schiffsschnabel zurück. Dass die Regierung sich Ndumbes Anliegen annehmen wird, ist unwahrscheinlich. Zu viele andere kamerunische Ethnien könnten dann Anspruch auf ihre Kulturgüter in westlichen Museen erheben.

„Die internationalen Regeln sind mangelhaft“, sagt die Afrika-Historikerin Stefanie Michels von der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Das Völkerrecht ist auf Nationalstaaten westlichen Typs zugeschnitten. Der politischen Realität in den ehemaligen Kolonien wird es oft nicht gerecht. „Nationalstaaten in Afrika vertreten nicht zwangsläufig die Interessen der politischen Einheiten, die wie die Bell-Könige in vorkolonialer Zeit an der Macht waren“, sagt Michels. Das Völkerrecht käme in dem Streit um den Schiffsschnabel deshalb nicht zur Anwendung. Hier sei die historische Verantwortung entscheidender als der rechtliche Rahmen.

„Beim Raub des Schiffsschnabels ging es den Deutschen eindeutig darum, Kum'a Mbape zu demütigen“, sagt Michels. „Den König hat man nicht bekommen, da stahl man eben das Symbol seiner Würde.“ Über die heutige Position des Prinzen sagt die Kamerun-Expertin: „Sein Amt als eines der Bele-Bele-Oberhäupter ist allgemein anerkannt. Er ist ein einflussreicher und bekannter Mann in Douala.“

In Kamerun hat es der Prinz eilig. Er müsse zurück zu seiner Sitzung, sagt er am Telefon. Doch eins will er noch loswerden: „Die Rückgabe des Tangué wäre eine politische Entscheidung, keine wissenschaftliche oder rechtliche. Sie wäre ein Symbol dafür, dass das dunkle Kapitel des Kolonialismus hinter uns liegt.“ ISABEL PFAFF